

Wer so schwer krank ist, hat es schwer. Die Kranken mussten sich verhüllen, außerhalb der Dörfer leben und durften sich Gesunden nur auf Abstand nähern. Lepra war ansteckend, zurzeit Jesu unheilbar. Sie hatten Glück, wenn ihnen Angehörige Lebensmittel und Kleidung hinlegten. Sie waren lebendig begraben, ausgeschlossen aus der menschlichen Gemeinschaft. Wurde wider Erwarten jemand gesund, so musste er zu den Priestern gehen, die die Genesung offiziell feststellten. Erst dann wurde der ehemals Kranke wieder in die Dorfgemeinschaft aufgenommen. Ein bitteres, hartes Schicksal für die Kranken wie auch für die Angehörigen, Partner, Kinder. Sie verloren nicht nur einen geliebten Menschen, sondern auch eine Arbeitskraft, die zum Lebensunterhalt der Großfamilie beitrug. Nicht selten galt die Auffassung, Krankheit sei Strafe für Fehler, unmoralisches Verhalten, schwachen Glauben. Nicht nur die Kranken fühlten sich bestraft, die Angehörigen ebenso. Auch heute denken manche so. In einer Gesellschaft, die gesunde Menschen mehr schätzt als Kranke, wird solches Denken gefördert. Leistungsstark, jung und gesund, das sind die umworbenen und geförderten Leute. Schwerkranke und Menschen, die lange krank sind, sind schnell vergessen, bekommen weniger Besuch, ihre Angehörigen tragen tapfer und liebevoll die Belastungen. Auch sie können weniger teilnehmen am Leben der Gesunden und der Gemeinschaften. Doch die Sorge um Menschen, Lebensgrundlagen, Glück und Zufriedenheit, auch unter schwierigen Bedingungen, Lebensumständen lässt uns Augen und Herz, Verstand und Hände öffnen und wach werden. Wir denken nach, was Menschen wirklich brauchen, um zu leben, was wichtig, was wirklich zählt. Menschen, die ausgeschlossen und ausgegrenzt sind erleben es tagtäglich. Sie wissen, was sie vermissen, was sie nicht haben oder nicht mehr haben, was andere ihnen vorsätzlich vorenthalten oder nicht gönnen. Viel zu oft werden Menschen ausgeschlossen, ausgegrenzt, wenn sie nicht den Erwartungen entsprechen, die man in sie setzt, wenn sie andere Meinungen vertreten, wenn sie nicht tun und leben, was man tut und wie man lebt. Mit der viel beschworenen Toleranz und Vielfalt ist es doch nicht so weit her, wie uns gerne gesagt wird. Das gilt nicht nur für die Gesellschaft, Politik, für das Leben in Gemeinschaften, sondern auch innerhalb der Pfarreien und der großen Kirche. Wünsche nach Vielfalt, Reformen, lebenswichtigen Änderungen, neuen Wegen, die Leben ermöglichen, Menschen neu zu Jesus Christus finden lassen, sind längst nicht allen willkommen. Das Bisherige bietet Sicherheit und Schutz, doch zu festes Klammern am Bisherigen und Gewohnten lässt nicht immer Leben zu, lässt nicht immer den Glauben erstarken und neu entdecken. Das ist die Schwierigkeit, damals wie heute. Doch Jesus ging diesen schwierigen Weg der Veränderung, der Erneuerung des Lebens und des Glaubens, damit Menschen leben, damit sie gesunden an Körper, Seele, Gefühl, aber auch in ihrem Denken und Verhalten. Er wollte, dass Menschen leben und glauben können. Da sind zuweilen schwierige Wege zu gehen. Änderungen ängstigen, weil sie Vertrautes und Gewohntes hinterfragen und aufgeben und die bange Frage auslösen, wird es dadurch besser, wird es danach Menschen besser

ergehen. Mit Bestimmtheit lässt sich das nicht immer sagen, oft ist eine Grenze erreicht, wo ein Weiter wie bisher eher Leben und Glauben behindert als fördert. Doch der Schrei um Erbarmen darf nicht überhört werden. Erbarmen für Kranke, Notleidende, Trauernde, Arme, Ausgegrenzte, Fehlerhafte, für die, deren Glauben nicht stark, sondern zweifelnd, die nicht als gute Katholiken und Menschen gelten. Denn deren Schrei um Erbarmen ist ein Schrei um Zuwendung, Hilfe und Leben. Ein Schrei nach gelingendem Leben für sich und andere. Ein Schrei um Erbarmen nach einem Glauben, der heute trägt, der sich neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen stellt, der Formen und Inhalte sucht, die uns heutige Menschen glauben lassen, sodass Jesus Christus mitten in unserem Leben und vor allem Alltag mit Ansichten, Umgangsstil, Gottvertrauen erfahrbar werden lässt. Der Schrei um Erbarmen, Hilfe, Heilung, Rat, Trost, Antworten um Hilfe zum Glauben verhallt nicht, auch nicht in uns selbst. Immer wieder dürfen wir bitten, dass sich jemand unserer erbarmt und uns beisteht. Wir dürfen zugeben, wenn es uns schlecht geht, wenn wir uns ausgegrenzt, abgewertet, ratlos, mutlos, trostlos, hilflos fühlen. Nicht immer äußern Menschen das mit Worten, manche Körperhaltung, mancher Gesichtsausdruck, manches Verhalten ist ein wortloser Hilfeschrei. Doch die um Erbarmen schreien haben ihr Ghetto verlassen, sie gehen auf jemanden zu, den sie so genau gar nicht kennen. Sie ahnen, wenn sie ihre Isolation nicht verlassen, ändert sich nichts. Sie gehen auf einen anderen zu und der hat keine Berührungängste, der setzt sich über Regeln und Ängste hinweg. Diese Bewegung aus dem Land der Not, der Krankheit, der Angst, des Ausgegrenztsein lässt sie heil werden, innerlich und äußerlich. Sie begeben sich auf einen Weg in der Hoffnung, dass sich etwas ändert, ob sie es erreichen, wissen sie nicht. Aber der Aufbruch in der letzten Hoffnung, der letzte Ausweg aus Verzweiflung und Einsamkeit, aus Leid und Ratlosigkeit mündet in ein neues Leben. Es bleibt ein schaler Beigeschmack, dass ausgerechnet nur ein Ausländer und kein Frommer in diesem Heilungsweg Gottes verborgenes Wirken entdeckt und dankbar ist. Aber alle 10 Kranke wurden geheilt, erhalten neues Leben. Das ist der Erfolg, aber nicht alle finden zu Jesus deswegen. Aber dürfen wir Christenmenschen deswegen nicht helfen, nicht zum Aufbruch ermutigen, neue Wege des Lebens und Glaubens zu gehen?